

Dompredigerin Dr. Petra Zimmermann

11. Sonntag nach Trinitatis 2020, 23. August 2020, 10 Uhr

Predigt über Lukas 18, 9-14

9 Er sagte aber zu einigen, die überzeugt waren, fromm und gerecht zu sein, und verachteten die andern, dies Gleichnis:

10 Es gingen zwei Menschen hinauf in den Tempel, um zu beten, der eine ein Pharisäer, der andere ein Zöllner.

11 Der Pharisäer stand und betete bei sich selbst so: Ich danke dir, Gott, dass ich nicht bin wie die andern Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner.

12 Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von allem, was ich einnehme.

13 Der Zöllner aber stand ferne, wollte auch die Augen nicht aufheben zum Himmel, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig!

14 Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt hinab in sein Haus, nicht jener. Denn wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden; und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.

Gnade sei mit euch und Frieden von dem, der da ist und der da war und der kommt. Jesus Christus. Amen.

Liebe Gemeinde, wir haben die Geschichte gehört. Zwei Männer stehen im Tempel und beten. Pharisäer und Zöllner, verdammt und gerechtfertigt, erniedrigt und erhöht. Das ist ja wohl klar, auf wessen Seite wir stehen. Oder? Die frommen Reflexe funktionieren gut. Und der Evangelist lässt den Hörenden ja auch scheinbar gar keine Wahl. Man muss sich mit dem Zöllner identifizieren. Oder? Der Pharisäer in selbstgerecht-aufrechter Haltung des Gutmenschen, der Zöllner ein demütig kauender Wurm.

Geschult an Gesangbuchliedern verbietet sich jede Sympathie mit dem Pharisäer. Mir ist Erbarmung widerfahren, Erbarmung derer ich nicht wert ... Wer in diesen Traditionen aufgewachsen ist, für den ist die Sache klar. Und wir schlagen die Augen nieder und danken Gott dafür, kein Pharisäer zu sein. Vielleicht ist es an der Zeit, die Reflexe zu überprüfen.

Zu diesen Reflexen gehört auch, das Gleichnis als typische Unterscheidung zwischen jüdischer und christlicher Frömmigkeit zu lesen: Der eine ist selbstgerecht auf die Gebote fixiert, der andere beugt sich schuldbewusst unter Gottes Barmherzigkeit. Es ist eine scheußliche Geschichte christlicher Auslegung, die Jahrhunderte lang selbstverständlich war. Ein übler Reflex, der sich noch immer findet, eine Vergiftung der Gedanken, die die Verachtung und den Hass auf Jüdinnen und Juden gefüttert und befeuert hat. Halten wir dazu eines fest: Pharisäer und Zöllner, beide sind Juden, beide beten im Tempel: Und derjenige, der dies Gleichnis erzählte, Jesus, war auch Jude.

Versuchen wir für einen Moment, uns in die Menschen zu versetzen, denen Jesus diese Geschichte erzählt hat. Der erste Hörer, die erste Hörerin. Was sehen sie? Sie sehen einen Zöllner. Sie sehen einen Menschen, der Geld von jedem einfordert, der Stadtgrenzen überschreitet um Handel zu treiben. Die Zöllner waren verhasst. Sie galten als Kollaborateure der römischen Besatzungsmacht, als Kriegsgewinnler, geldgierig und korrupt. Keiner, der nicht schon von ihnen ausgesaugt worden war, der nicht schon von seinem mühsam erschufteten Geld an sie abgeben musste. Offiziell gab es zwar Gesetze, wieviel sie als Zoll nehmen durften, aber kontrolliert wurde das nicht. Die Zöllner saßen an den entscheidenden Stellen und konnten sich bereichern wie sie wollten. Sie waren wie Blutsauger, skrupellos und hemmungslos. Das sehen die Ersten Hörerinnen und Hörer.

Und was sehen sie noch? Sie sehen den Pharisäer. Gebildet und ausgebildet in seiner Glaubens-tradition. Er nimmt ernst was er liest. Du sollst nicht stehlen, du sollst nicht ehebrechen. Gott freut sich nicht an der Ungerechtigkeit, sondern an der Gerechtigkeit. „Wenn du den Zehnten deines ganzen Ertrages

zusammengebracht hast ...so sollst du ihn dem Leviten, dem Fremdling, der Waise und der Witwe geben, dass sie in deiner Stadt essen und satt werden.“ Das alles steht geschrieben. Und er will es gut machen. Er will ein guter Mensch sein.

Und ich denke mir: Es muss schön sein, so dicht an seinem Ideal leben zu können. Kult und Kultur, Gebet und Ritual, genug zu essen, so reichlich, dass man abgeben kann. So satt, dass man fasten kann. Versöhnt mit sich und der Welt. Ohne Angst, ohne das Gefühl, zu kurz zu kommen. Versöhnt leben mit ruhigem Gewissen. Und er dankt Gott dafür, dass dies alles leidlich gelingt.

Auf wessen Seite stehen wir?

Ein Freund schrieb mir dazu: „Ach, was gäbe ich darum, ein Pharisäer sein zu können: reinen Herzens, ruhigen Gewissens, in Gott verliebt und dem Menschen ergeben, abgesichert in weltlicher und in geistlicher Hinsicht. So fühlt sich die Welt rund an; und es fällt leicht einzustimmen: Ja, Gott hat es wohlgemeint mit uns und er hat es alles wohlgemacht mit seiner Welt. Danke, Gott. Dass du es so gut gemeint hast mit mir. Danke für diesen überströmenden Segen.“

Danke Gott, dass ich nicht bin wie der Schurke. Ja, dieser Seitenblick mag uns nicht gefallen, andererseits gibt er auch zu verstehen: was ich bin, hat mit Gottes Segen zu tun, ich danke, dass ich es nicht nötig hatte, so ein korrupter Mensch zu werden, ich danke dir, dass ich die Kraft hatte, der Bosheit zu widerstehen. Hüten wir uns davor, der Richter des Pharisäers zu sein und machen wir ihm sein Glück nicht madig. Wer sind wir denn, dass wir das dürften?

Ich möchte doch auch ein guter Mensch sein. Und sie doch auch. Wir bemühen uns, rechtschaffen zu sein, nicht zu stehlen und nicht zu betrügen, nicht korrupt zu sein und den Armen durch die eine oder andere Spende zu helfen. Wir bemühen uns doch, gute Eltern zu sein und gute Kinder, den Freunden in Not beizustehen und die Treueschwüre nicht zu brechen. Und das alles ist schwer genug. Was soll falsch daran sein?

Die beiden Protagonisten stehen nebeneinander im Tempel. Na, sagen wir, der eine steht vorne, der andere hält sich vielleicht am Rand auf. Sie reden nicht miteinander, aber sie sind miteinander verbunden. Beide wollen sich vergewissern. Beide wollen wissen, wie Gott zu ihnen steht. Ob es ein Ja zu ihrem Leben gibt. Beide suchen Gnade vor Gott.

Was ist der Unterschied? Ist es, dass der eine gebückt steht, sich vor die Brust schlägt. Meine Schuld, meine Schuld, meine übergroße Schuld? Ist es das, was ihn auszeichnet? Ist das die Demut, von der der Wochenspruch redet: „Gott widersteht den hochmütigen aber den Demütigen gibt er Gnade? Ich armer elender sündiger Mensch...“

Man sagt, wir Protestanten seien notorisch skrupulös, wühlten in unserem Sündenregister herum und wären damit sauertöpfisch und freudlos. Und das ist auch durch eine Vielzahl von Selbstzeugnissen aus protestantischem Milieu belegt. Man lese nur all die Bücher von Autoren, die diesem finster strengen Lebenskonzept entlaufen sind. Die sich entgiften mussten, um ihr Leben zu retten. Gibt es alles heute nicht mehr? Das Milieu ist längst ausgestorben? Vielleicht, doch hat sich dieses Sündenbewusstsein in einer Haltung niedergeschlagen, die dem anderen und einem selbst unentwegt mit einem Zeigefinger vor der Nase herumpfuchelt? Dies solltest du tun und jenes lassen. Eine Haltung, die Leistung fordert und Einsatz? Weil es nie genug ist, und nie gut genug ist. Das ist die säkulare Variante des protestantischen Sündenbewusstseins. Ich leiste nicht genug, ich bin nichts wert, „ich armer, elender, sündiger Mensch...“ Wie finde ich Gnade vor meinen Augen? Und wie kann der andere sich da einfach so hinstellen und sich gut fühlen und Gott danken?

Aber der Zöllner blickt nicht ärgerlich auf den anderen. Kein vergleichender Blick, er blickt überhaupt nicht auf. Er hat einen aufrichtigen Blick auf sich selbst geworfen und ist erschrocken. Da ist kein Kokettieren mit einer antrainierten Zerknirschtheit. Da wird ein Blick in den Abgrund geworfen. Und was er sieht, ist ganz konkret. Vielleicht das Bild des Bauern, dem er von seinen wenigen Früchten noch die Hälfte genommen hat, und zuhause warten die Kinder mit knurrendem Magen. Vielleicht sieht er die Angst in den Augen der Frau, der er den Zugang zum Markt versperrt hat, und die verzweifelt und mit

leeren Händen umkehrte. Vielleicht sieht er sich mit den Besitzern am Tisch sitzen und über die nächste Schikane aushecken. Vielleicht sieht er seine Kinder, die er kaum kennt, weil er immer unterwegs ist, die Tochter, die sich für ihren Vater schämt. Und er fragt sich, wofür habe ich gelebt?

Jetzt steht er ganz allein vor Gott. Und aus ihm bricht es heraus: Gott sei mir Sünder gnädig! Ein einziger Schrei, das SOS der Seele.

Wem fühlen wir uns nah an diesem Sonntag? Dem, der vor Gott steht und für sein Leben dankt? Oder dem, der die Bruchstücke seines Lebens sieht und kein Ganzes mehr darin zu erkennen vermag? Dem, der die Güte feiert und sich daran freut. Oder dem, dem das Leben immer wieder verdirbt und misslingt und durch die Finger rieselt? Beide stehen im Tempel. Beide beten zu Gott.

Am Ende der Geschichte dann der Satz, der wie eine Drohung gegen den Pharisäer klingt.

Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden

Und wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden.

Hier wird etwas zurechtgerückt. Gott selbst legt Hand an. Der eine wird runtergeholt, der andere wird hochgehoben. Stellt man es sich einmal bildlich vor, geschieht ja etwas Wunderbares: die beiden geraten auf Augenhöhe. Sie finden sich wieder in der Gemeinschaft der Erlösten, in der keiner dem anderen etwas voraus hat. In dem wir nicht mehr rechten und richten müssen. Nicht einmal uns selbst. Amen.